

Berliner Brief.

Von A. Silbus.

Nachdruck verboten.

250 Millionen. — Die Angst der Strohmänner. — Hoch oben. — Hausoms. — Du sollst nicht schreiben.

UR. Ein Eisenbahnbeamter ist schon in gewöhnlichen Zeiten nicht auf Rosen gebettet. Er hat einen überaus schweren Dienst, der an seinen Körper und an seine Nerven die höchsten Anforderungen stellt, aber was er zum Beginn der großen Ferien leisten muß, das grenzt an das Uebermenschliche. Eine mächtige Menschenwelle flutet um diese Zeit zur Stadt hinaus, und da das Auto vorläufig nur die Beförderung der allerberst: Zehntausend übernimmt, so ist die eigentlich schon etwas altmodische Eisenbahn noch immer diejenige, welche... Der Andrang ist so gewaltig, daß es kaum denkbar scheint, ihn zu bewältigen. Aber was soll ich lange Worte machen, wo Zahlen ein viel besseres Bild geben. Auf einem Berliner Bahnhofe allein, dem Stettiner, von dem aus diezüge nach der Ostsee, Berlins Badestube, gehen, sind am ersten Ferientage hundert Schnellzüge abgefahren worden, und die in etwas über 2 Tagen beförderten Passagiere übersteigen die Zahl von einer Viertelmillion. Und das war erst einer von den vielen Fernbahnhöfen der Reichshauptstadt. Für einen Volkswirtschaftler müßte es ein ganz interessantes Problem sein, zu berechnen, wie viel Geld diese Berliner in alle Welt hinaustragen. Es müssen geradezu Unsummen sein, ein Goldregen, der sich befruchtend auf das Land ringsum senkt. Es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß es im Deutschen Reiche tausende Menschen gibt, die einzig und allein von dem Gelde leben, das ihnen die Berliner alljährlich zufragen. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß meinen Mitbürgern ein besonderer Dank gebühre, denn sie geben ja ihr Geld, um eine neuerdings viel gebrauchte Wendung zu zitieren, nicht um der schönen Augen der „fremden Industriellen“ aus, sondern tauschen dafür wertvolle Güter, Fröhlichkeit, Erholung, Gesundheit, ein.

Der Hauptanziehungsort für die wohlhabenderen Kreise Berlins ist an der Ostsee Heringsdorf, das sich ganz als Kurort präsentiert. Es weist allen Komfort auf, den man nur in Berlin selbst verlangen kann, und wenn auch

Gerüchte erfuhr, teilte es Bekannten, die gleichfalls Angehörige in Heringsdorf hatten, sofort mit, und die Folge war, daß der Telegraph und das Telephon zwischen Berlin und dem Badeort reichlich zu tun bekommen. Nun hätte sich der Fall ja auf, es war gar nicht so schlimm, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte, nur die Warmbadeanstalt hatte gebrannt, und keinem Menschen war ein Leid widerfahren. Die Strohmänner in Berlin atmeten auf, und ich will nicht die Möglichkeit bestreiten, daß einzelne die erlösende Nachricht aus Liebe zu ihren Gattinnen in einer Weise gefeiert haben, die diesen wenig gefallen hätte.

Wer selber selbst verreisen noch seine Familie freischiden kann, und das ist die übergroße Mehrzahl der Berliner, der versteht es mit der diesem Menschenfisch eigen tümlichen Findigkeit, sich auch hier das Leben angenehm zu machen. Jeder leht nach etwas Grün, jedes Ideal ist nach des Tages Paß und Hige in einem Gärtchen zu sizen, eine „kühle Blonde zu trinken und mit Gleichgesinnten einen Stel zu besetzen, die Frage ist nur, wo das Gärtchen finden? Hier ist jeder Zoll Erde Gold wert, die Hauseigentümer verbauen so viel Grund und Boden wie möglich, nicht bestritten werden soll, daß auch Leute mit bescheidenen Ansprüchen und bescheidenen Mitteln dort leben können, im allgemeinen aber fahren nur Leute hin, denen es auf einen Goldfuchs nicht ankommt. Daher ist es der innige Wunsch vieler jungen Frauen aus bestimmten Berliner Kreisen, ihren Badeaufenthalt gerade in Heringsdorf zu verleben. Die guten Ehegatten erfüllen dann diesen Wunsch und schiden ihre Damen zu ihrer (nicht deren) Erholung fort. Warum denn nicht, in Heringsdorf kann ihnen nichts geschehen, und fehlt ihnen nichts, abgesehen davon, daß es an der See liegt, ist alles so wie in Berlin, dieselben Gesichter, dieselben Bekannte, und derselbe blödsinnige Toilettenputz. Neulich aber sind die Herren Strohmänner, die unterdessen vergnügt im Strudel des Berliner Lebens umherpantzen, aus ihrer Seelenruhe gründlich aufgeschreckt worden. Am frühen Morgen verbreitete sich plötzlich hier das Gerücht, daß das Heringsdorfer Kurhaus niedergebrannt sei, und daß mehrere Inassen dabei ihr Leben verloren hätten. Nun ereignen sich ja von Zeit zu Zeit Hotelbrände, bei denen ganze Hekatomben Opfer gefordert werden, und man kann sich daher denken, welch panischer Schrecken die Hieraestiebenen erariff. Jeder, der von dem

taum, daß sie einen kleinen Hofraum ersparen und an Anlegung von Hausgärten ist nicht zu denken. Aber wozu gibt es Dächer, Dächer, die so flach sind wie im Orient. Warum sollen ein paar bescheidene Blumenbeete in der fünften Etage nicht ebenso blühen, wie parterre? Rabieschen wachsen auch auf dem Dache, und Schnittlauch gleichermaßen. Das biischen Erde ist leicht hinaufgeschafft, und ist sie erst oben, dann kann der Gärtner, dann kann die Hausfrau ebenso ihres Amtes walten, wie unten. So sind jetzt sehr schmale Anlagen auf den Dächern entstanden, zum Teil sogar mit Lauben, und wenn man jetzt irgend einem Bekannten „aufs Dach steigt“, so bedeutet das keine Feindseligkeit, sondern einen freundschaftlichen Besuch.

Aber außer den glücklichen Dachgärtnern gibt es noch andere Leute, die stolz auf das Menschengewimmel hinabschauen können, das sind die Hausomsleute. Aus London hat man die eigentümlichen Gefährte, die Hausoms, importiert, jene dreißigigen Wagen, bei denen der Rutscher hinten hoch über dem Wagendach sitzt. Man muß sich an ihrem Anblick erst gewöhnen, aber man muß zugeben, daß sie sich leicht und bequem durch das Straßengewühl lenken lassen. Wer besonders von dem neuen Gefährt entzückt sein wird, das werden die Pärchen sein, die gern einmal unbeobachtet kosen möchten. Junge Eheleute, Brautleute dürfen die Hausoms entschieden bevorzugen.

So fügen sich dem Berliner Straßenbilde immer neue Züge ein, die es immer reicher und immer weltstädtischer gestalten und damit immer fesseler. Ich möchte behaupten, daß es für einen nachdenklichen Menschen, der zu beobachten versteht, nichts Interessanteres gibt, als an einem Punkt, da der Verkehr besonders stark durcheinander wirbelt, die kaleidoskopisch wechselnden Bilder zu betrachten. Reichtum und Armut, Tugend und Laster, Freude und Kummer, Schönheit und Häßlichkeit zieht unaufhörlich an seinem Auge vorüber, und wenn er etwas Phantasie hat, dann kann er die schönsten Romane erfinden und mit den Figuren, die ihm in den Weg gelaufen sind, bevölkern. Ich will diese Ansicht durchaus aber nicht als eine Aufforderung auf diesem Wege zum Schriftsteller zu werden, aufgefacht haben, sondern warne entschieden davon. Beobachten, aber das Gesehene nachdenken, ist immer gut, darüber schreiben, fast immer schlecht. Und Sie werden jetzt sagen: „Der muß es ja wissen.“

Montag, Dienstag und Mittwoch

kommen die angesammelten

Reste in Wolle, Seide, Waschstoffen,

zu Roben, Röcken, Blousen, Kinderkleidern etc. geeignet, auf besonderen Tischen zur Auslage. Ganz außergewöhnlich niedrige Preise, auf jedem Rest zur Einsichtnahme des Publikums vermerkt, bieten für obige Tage eine selten günstige Gelegenheit zu vorteilhaftem Einkauf guter Qualitäten.

Langgasse 20.

J. Hertz,

Langgasse 20.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse.



Nr. 161

(2. Beilage.)

Dienstag, den 14. Juli

1903.

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

Fortsetzung.

„Mein alter Junge, ich verlasse mich ganz auf Deine Spürnafe.“

„Ich wäre doch höchstens hinderlich.“

„Aber ganz und gar nicht. Du wirst Dich in dem Bureau meines Sekretärs neben dem meinen aufhalten. Ich lasse die Thür offen und nur die Portiere herunter. Du wirst mir sogar nützlich sein können, wenn Du genau den Antworten der Diva folgst.“

„Unter der Bedingung, daß ich sie höre.“

„Darüber kannst Du beruhigt sein; wir werden laut sprechen. Seit einigen Tagen befindet sich die Geliebte Saint-Magloires in einem Stadium chronischer Wuth. Sie wird schreien, wenn ich sie gewähren lasse.“

„Was heute Abend also. Um wieviel Uhr?“

„Ich habe sie um 10 Uhr bestellt. Sie singt heute Abend nicht.“

Germaine Meyval war, als sie den Chef der Geheimpolizei verlassen hatte, durch den langen Corridor nach dem Quai des Orfèvres geeilt, wo sie ihr Coupé erwartete.

„Nach dem Hotel“, befahl sie dem Diener, nachdem sie auf die Uhr gesehen hatte.

Das „Hotel“ Germaines, ein Geschenk Saint-Magloires, befand sich in der Rue de Brong. Es war dies einer jener schönen, modernen Bauten zwischen Hof und Garten, wie sie in den vornehmen Stadttheilen von Paris so zahlreich sind. Eine Veranda führte nach der Straße. Die Wohnräume lagen nach dem Garten, in den kein neugieriger Blick eindringen konnte.

Als der Wagen in die Einfahrt rollte, sprang die Künstlerin leichtfüßig heraus und eilte die Treppe hinauf, welche zur ersten Etage führte.

Mit derselben Hast stieß sie die Thüren auf und trat in ein mit rosa Seide ausgeschlagenes Boudoir ein, welches an den Salon stieß.

In diesem ruhigen Gemach räkelte sich ein Mann auf dem Divan herum und rauchte eine Cigarette. Er ließ sich keineswegs stören, als die Schöne eintrat, und fuhr fort, den verführerischen Rauchspiralen nachzublicken, welche er zur Decke sandte.

Die Sängerin blieb einen Augenblick unbeweglich stehen; sie schien ein Wort der Begrüßung zu erwarten, ein Lächeln von dem, der sich hier eingenistet hatte, als wäre er zu Hause. — Sie räusperte sich leise.

Der Mensch schien jedoch ihre Gegenwart nicht zu bemerken. Sie entschloß sich daher, zuerst zu sprechen.

„Ich bin's, August“, sagte sie und näherte sich zögernd dem Manne.

„Das sehe ich, daß Du's bist“, antwortete August in gereiztem Tone, „glaubst Du vielleicht, ich hätte den Präsidenten der Republik erwartet?“

„Du hast Dich nicht gerührt, als ich eintrat. Ich glaubte, Du hättest mich nicht gehört.“

„Du verlangst doch nicht etwa, daß ich mir vor Dir die Knochen verrenke, um Dir Komplimente zu machen — das wäre noch schöner. Als ob Du höflich wärest, Du — — Es sind jetzt zwei geschlagene Stunden, daß ich hier wie eine faule Zwiebel dörre!“

(Nachdruck verboten.)

„Mein Fehler ist das nicht, Meiner!“ stotterte Germaine. „Ich bin zurückgehalten worden. Du weißt doch, daß ich Dich nicht ärgern will — — Geh“, fuhr sie bittend fort, „sei nicht böse, schimpfe nicht — gieb mir einen Kuß — —“

August erhob sich. Er war ein junger Kerl von etwa fünfundsiebenzig Jahren und von mittlerer Größe, aber breit-schultrig und kräftig gebaut. Sein tiefschwarzes Haar war kurz verschnitten und das Gesicht vollständig rasirt.

Herr August war Künstler. Er sang in Ringel-Tangeln zweiter und dritter Güte. Er war ohne jedes Talent, aber wenn es ihm auch an theatralischer Kunst gebrach, so hatte er doch die Gabe, gewissen Damen zu gefallen. August war sehr bekannt unter den Schönen der Nachtrestaurants.

Er war der Held mehrerer Abenteuer gewesen, und gar manche Damen hatte sich ihre schönen Frisuren feinehalbten gehörig gerauft und zerzaust.

Germaine, welche sich nicht leicht einen Wunsch verjagen konnte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Eroberung dieses Don Juan vom Brettl zu machen, und hatte ihn aus Uebermuth und Renommage einer Tänzerin weggeschnappt. Natürlich zählte sie seitdem eine Todfeindin mehr.

Lemoine hatte die Meyval richtig tagirt. Ihre Schönheit verbarg eine durch und durch lasterhafte Seele. Nur der glückliche Zufall und ihr Gesangstalent hatte sie von der Straße gerettet. Sie war eines besseren Gefühls unfähig. Sie hatte Dulac im Stiche gelassen, um einem Bankier zu folgen, der sie mit dem höchsten Luxus umgab. Den Bankier opferte sie dem Baron Saint-Magloire, und dann hinterging sie ihn mit Monsieur August, der nur dem Namen nach Gesangs-Komiker war, in Wirklichkeit aber einem weit schmächtlicheren Retier huldigte.

Dieser Ritter von der traurigen Gestalt hielt sie zum besten, mußte sie in der schamlosesten Weise aus, beschimpfte sie und — schlug sie sogar. Aber Germaine hatte für ihn eine gewisse Schwäche. Sie unterstützte ihn sehr freigebig mit dem Gelde, des Barons, und August, dem dies Leben sehr bekam, vergalt ihr seinerseits mit wachsender Brutalität.

Aber der „schöne Junge“ war doch ein wenig zu weit gegangen. Er nahm die Rolle des Herzallerliebsten nicht mehr ernst, so daß die Sängerin dieses Leben, so verführerisch es ihr auch in seiner Originalität zuerst erschienen war, nach und nach unhaltbar und unausstehlich fand. Als sie sich jedoch von August losreißen wollte, war es zu spät. Er hatte seine Lage als sehr angenehm und einträglich erkannt und ließ sich nicht abschütteln. Ja sogar mehr noch. Er hatte Germaine kurz und bündig erklärt, daß er, wenn sie mit ihm breche, dem Bankier und dem Baron mittheilen werde, daß sie beide mit ihm hinterging.

„Sie werden sich schon untereinander aussprechen“, fügte er mit jhmischem Lachen hinzu: „Das wäre famos. Ha, ha, ha!“

Diese Drohung, oder vielmehr dieser Erpressungsversuch hielt Germaine in fortwährender Furcht, und August profitirte davon, um seine Rohheiten zu verdoppeln.

Germaine verfiel schließlich auf den Gedanken, den Direktor der Sicherheitspolizei um Schutz gegen diesen rohen Burlesken zu bitten, welcher sie jeden Augenblick um ihre Stellung bringen konnte. Als sie bei Cardet eintrat, fühlte sie sich so

bekommen, daß sie nicht über die Sache sprach und froh war, daß die Unterredung durch die Ankunft des Doktor Lemoine kurz abgebrochen wurde. Sie war nach dem Hotel zurückgekehrt, wo August sie, auf dem rosafarbenen Divan liegend, Zigaretten qualmend, erwartete.

Sie hoffte, den windigen Kunstjünger durch Sentimentalität milder zu stimmen, deshalb wiederholte sie mit weicher, schmeichelnder Stimme:

„Gib mir einen Kuß!“

August streckte und dehnte sich. „Zuerst sag mir, wo Du herkommst —“

„Ich habe meine Gesangstunden genommen.“

„Glaub ich nicht. — Scheer' mich übrigens der Teufel darum. Hauptsache, daß Du da bist. Sag mal, esse ich hier zu Nacht?“

„Nicht möglich, mein Schatz. Ich habe ein Rendezvous mit dem Baron.“

„Ist das Wahrheit, was Du mir da vorlägst?“

„Mein Wort! Warum sollte ich denn lügen?“

„Genug mit der Nasenbudelei! Zum Donnerwetter, Du machst seit einiger Zeit so ein heimtückisches Gesicht — Du scheinst mir da irgend so 'ne Niederträchtigkeit gegen Dein „Liebchen“ zu brauen. Ich habe so 'ne Ahnung, daß Du mich ausheken willst — Aber ist nicht zu machen, hast Du verstanden —“

„Ich schwöre Dir —“

„Halt den Schnabel! Ich weiß, was ich sage — ich hab' doch meine Augen nicht in den Hosentaschen. Ich kenne die Weiber, die eine frecher und hinterlistiger als die andere! Merk Dir das, Kleine, ich fühle mich hier sehr wohl — wie der Marschall: hier bin ich; hier bleib ich.“

„Du wirst immer unausstehlicher, August“, versetzte Germaine, die kaum noch ihren Zorn bemeistern konnte. „Wir sind nicht verheiratet.“

„S ist aber gerade so, als wären wir's und wenn du die Absicht hast, August abzuschwenken, dann geh' ich dir den guten Rath, deine Knochen zu nummeriren — wie man bei Hofe sagt, und dann, wenn du dein Theil hast, werde ich mein Versprechen halten; du weißt ja: der Baron und dein anderer Freund! Millionenjahr . . . Ich habe jetzt genug von diesen Ausritten. Wenn ich doch hier schon nicht essen kann, so offerire mir wenigstens 'n anständigen Schluck — ich habe einen Durst . . .“

„Aber gerne, Kleiner. Was willst du trinken . . . Porter, Madeira . . .?“

„Absinth, wenn du hast. Das ist immer noch das Beste. Ich singe heute Abend nicht. Habe meinen Abend frei und werde mich ebenfalls“, fügte er mit bestimmter Absicht hinzu „gehörig amüsiren.“

Aber entgegen seiner Erwartung hatte dieser kleine Seitenhieb nicht den gewünschten Erfolg. Germaine war schon seit langem nicht mehr eifersüchtig.

Sie zuckte einfach mit den Schultern, klingelte und ließ den verlangten Absinth bringen.

„Nimmst du nicht auch?“ fragte August. „Ach so, ja; du hast Angst, daß das Parfüm deinem Baron unangenehm ist. Armer Liebster; er ist so zart und fein!“

Germaine nahm all ihre Kraft zusammen, um ihre Wuth zu unterdrücken. Noch niemals hatte ihr der verkommene Mensch solchen Widerwillen eingeflößt.

„O!“ murmelte sie. „Wie ist es nur möglich, daß ich so ein verthiertes Subjekt anziehend fand?“

August schlürfte behaglich seinen „Bernob“.

„Und jetzt“, sagte er, indem er sich den Mund abwischte, „auf Wiedersehen, mein zartes Reh. Sag deinem lieben Baron 'nen schönen Gruß von mir und sieh zu, ihn für morgen loszuweisen, damit wir den Abend zusammen verbringen können.“

Er küßte sie. Germaine gab ihm den Kuß zurück und verbarg ihren Zorn und Ekel unter einem künstlichen Lächeln.

„Adieu!“ sagte sie.

„Auf morgen!“ schrie August unter der Thüre.

Die Sängerin antwortete nicht. Sie schellte ihrem Mädchen.

„Serviren Sie sofort mein Diner und lassen Sie anspannen für neun Uhr. Ich gehe aus.“

„Und wenn der Herr Baron kommt?“

„Ich bin für niemanden zu sprechen!“

Die Bote verbeugte sich und ging.

„Vorwärts!“ murmelte Germaine. „Ich muß vor ihm Ruhe haben!“

44. Kapitel.

Um 10 Uhr Abends, pünktlich auf die Minute, erschien Germaine in dem Bureau des Polizeichefs. Sie stand noch ganz

unter dem Einfluß der Scene, welche August ihr kurz vorher gemacht hatte. Cardec bemerkte sofort die Aufregung seiner Besucherin.

„Um so besser“, sagte er sich. „Mit einer nervösen, zornigen Frau wird es mir nur um so leichter gelingen, die Unterredung zu leiten, wie ich sie für gut halte.“

Er wandte sich Germaine zu, bot ihr einen Sessel neben seinem Schreibtisch und begann so liebenswürdig wie nur irgend möglich die Unterhaltung:

„Nehmen Sie, bitte Platz, meine Gnädigste . . . und gestatten Sie mir vor allen Dingen, Sie höflichst um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie nochmals hierhergebeten habe.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Direktor“, versetzte Germaine. „Ich muß Sie meinerseits um Entschuldigung bitten, Sie mit meiner Angelegenheit zu belästigen. Sie haben so viel zu thun, Ihre Augenblicke sind so kostbar, daß ich wirklich ganz beschämt bin, Sie wegen einer persönlichen . . . Angelegenheit, ganz vertraulicher Natur, möchte ich sagen, zu stören.“

„Ich schulde meine Hilfe jedem und jeder“, sagte Cardec verbindlich lächelnd. „Bin ich nicht so eine Art Beichtoater, der berufen ist, den Bedrohten die Ruhe zu verschaffen? Ich bin der Meinung, daß die Rolle eines Polizeimenschen niemals nützlicher ist, als wenn es sich darum handelt, eine drohende Gefahr abzuwenden, einem schlechten Streich vorzubeugen; kurz, ich bin mehr für die Methode des Vorbeugens als für die des Verfolgens und Strafens. Sie wenden sich an mich, und Sie haben recht, es zu thun — ich werde alles aufbieten, um Sie vor Unannehmlichkeiten zu schützen. Wenn ich die sehr flüchtigen Andeutungen recht verstanden habe, welche Sie mir kürzlich gemacht haben, so handelt es sich um eine Erpressung, der Sie entgehen wollen?“

„Allerdings“, antwortete die Diva und ballte die zarten Hände, „allerdings! Ich bin verfolgt — von einem Glenden, welchen ich zu lieben die Schwäche gehabt habe. — O dieser Schurke!“

„Beruhigen Sie sich, meine Gnädigste, ich verstehe Ihre Aufregung; aber Sie dürfen sich nicht hinreißen lassen von Ihrem Zorn, sonst kommen wir zu keinem nützlichen Ziele.“

„Ah! Ich bin so unglücklich! Der Feigling malträtiert mich — er nistet sich bei mir ein, kompromittirt mich, beschimpft mich und schlägt mich sogar. Wenn mich dann Ekel und Zorn übermannen und ich ihn hinauswerfen will, dann droht er mir, mich um meine Stellung zu bringen —“

„Wie konnten Sie sich aber auch nur in die Arme eines solchen Individuums werfen?“

„Ja, Sie haben recht, mir das vorzuhalten! Aber was wollen Sie, wir Frauen suchen Anhänglichkeit und Liebe, und es schien so lieb zu sein, so zuvorkommend.“

„Das fängt stets so an und —“

„Ich schulde Ihnen die ganze Wahrheit.“

„Gewiß.“

(Fortsetzung folgt.)



Allerlei Geld.

Skizze von Dr. Alfred Hermann.

(Nachdruck verboten.)

Vor mehreren Jahren machte eine berühmte Pariser Sängerin eine Tournee um die Welt, die sie auch nach den Gesellschaftsinseln führte. Hier gab sie ein Konzert, in dem sie die entzückten Inselaner mit einer Arie aus „Norma“ und verschiedenen Liedern erfreute. Als Honorar hierfür wurden ihr drei Schweine, dreiundzwanzig Puten, vierundvierzig junge Hühner, fünftausend Kokosnüssen und eine ungeheure Menge von Bananen, Orangen und Zitronen überreicht.

Hätte die Dame dies alles mit nach Paris nehmen können und dort verkaufen lassen, so würde sie daraus gegen viertausend Francs gelöst haben, und man wird zugestehen müssen, daß das für nur fünf Lieder ein recht hübsches Honorar ist. Auf den Gesellschaftsinseln ließen sich die Sachen aber nicht in Geld umsetzen und das Fräulein konnte nicht alles selbst aufessen. Im Gegentheil, die Schweine und das Geflügel wollten sogar noch gefüttert werden.

Bahlungen dieser Art haben also ihre Nachteile, und es ist ein weiter Schritt, der von dem ursprünglichen Tauschhandel zu unseren hochentwickelten Geldverhältnissen mit seinem, das Geld fast entbehrlich machenden Clearing-

Häusern führt. Ueber manch seltsames Zahlungsmittel und manch wunderbare Münze hat dieser lange Entwicklungsgang seinen Lauf genommen, und bei der ungeheuren Wichtigkeit, die das Geld doch für uns alle besitzt, dürfte es immerhin angebracht sein, sich einige Vorgänger unserer heutigen Zirkulationsmittel ins Gedächtnis zurückzurufen.

Aus den Fellen von Tieren, die auf der Jagd erlegt wurden, dürfte wohl das erste Geld, wenn man so sagen darf, gemacht worden sein. Die Jagd war eine der ersten Beschäftigungen des Menschen und die Felle der erbeuteten Tiere sein erstes Besitztum, das seiner Beschaffenheit nach beständig und bleibend war. Bei den im Osten und Norden ansässigen Völkern galten Felle als Wertmesser, und den Beweis hierfür liefern die Sprachen, in denen die Bezeichnung für „Geld“ von dem Ausdruck für „Fell“ oder „Pelz“ abgeleitet ist. Ledernes Geld war in Rußland noch zur Zeit Peters des Großen im Umlauf, und aus der alten Geschichte erfahren wir, daß das älteste Geld in Rom und Karthago aus Leder gemacht war. Zweifellos war die Entwicklung schrittweise vor sich gegangen: Erst hatte man die ganze Haut gebraucht, dann ein Stückchen der Haut, das die Haut darstellen sollte, — eine Münze aus Haut. Und noch bis in die neueste Zeit galten Felle als Grundlage für den Handel der Hudsonsbai-Kompagnie mit den nordamerikanischen Indianern. So wurde beispielsweise ein Gewehr, das vierzig Schilling kosten sollte, als zwanzig „Felle“ wert bezeichnet, und man hatte eine Tabelle entworfen, auf der die verschiedensten Gebrauchsgegenstände in ihrem Preise nach „Fellen“ bemessen wurden. (Zu einem „Felle“ gehörten zwei Mardeer, und ein Mardeer galt einen Schilling.)

Als die Naturvölker Ackerbau zu treiben begannen, nahm das Vieh die Stelle als Zahlungsmittel ein. Wenn jemand, der Waffen oder die damaligen primitiven Ackerbaugeräte besaß, sich ein Haus kaufen wollte, so konnte er nicht seine Waffen oder seinen Pflug gegen das Haus vertauschen; er mußte vielmehr erst seine Waffen für Vieh verkaufen und dann seinerseits das Haus mit dem Vieh bezahlen. Wie Homer erzählt, war die Rüstung des Diomedes neun Ochsen und die des Glaucus sogar deren hundert wert. Der Dreifuß, den der Sieger im Ringkampf als Ehrengeschenk erhielt, galt so viel wie zwölf Ochsen, und eine Gefangene, die in weiblichen Handarbeiten geschickt war, wurde nur vier Ochsen gleich geachtet. Das erste Zeichen, das auf Münzen geprägt wurde, war das Bild eines Ochsen, und gewiß denken nur wenige, die sich in „pekuniären Schwierigkeiten“ befinden, daran, daß das lateinische „pecunia“ von „pecus“, Vieh, abstammt. Wer also ein „Kindvieh“ an den Kopf geworfen bekommt, sollte sich deswegen nicht lange beleidigt fühlen, sondern das „pecunia“ lieber dankbar annehmen. Der englische Ausdruck „fee“, der „Honorar“ bezeichnet, wird von einem angelsächsischen Wort hergeleitet, das gleichzeitig „Vieh“ und „Geld“ bedeutet, und wenn auch ein heutiger Arzt nicht wenig überrascht sein würde, wenn ihm ein dankbarer Patient als Honorar für seine Bemühungen einen Ochsen übersenden möchte, so werden doch in der Fendabesta, dem heiligen Buche der Parsen, die ärztlichen Honorare nach der Stückzahl von Vieh bemessen.

„Kapital“, das bei unseren heutigen Unternehmungen eine so große Rolle spielt, war ursprünglich dasjenige, was „nach den Köpfen (capita)“ gezählt wurde, also eine Herde Vieh.

Schmuckgegenstände werden ebenfalls häufig als Tauschgut gebraucht. Für Glitter und Staat finden sich stets Liebhaber, und das „Wampum“ der nordamerikanischen Indianer läßt sich fast ebenso leicht in Essen und Trinken umsetzen, wie unsere Mark und Krone. Dasselbe besteht aus glatt geriebenen und fein polierten Knöpfen, die aus der Venusmuschel geschnitten und von schwarzer oder weißer Farbe sind. Auf Gürtel oder Halsketten getragen, werden sie als Schmuck und Erinnerungszeichen getragen, und je nach ihrer Größe, Farbe oder Glanz wird ihr Wert bemessen. So gang und gäbe war das „Wampum“ als Zahlungsmittel, daß im Jahre 1649 der Graf von Massachusetts eine Verordnung erließ, laut welcher die Ansiedler verpflichtet sein sollten, es bis zum Betrage von vierzig Schillingen in Zahlung zu nehmen. Für kleinere Zahlungen sind auch vielfach Kauri-Muscheln im Gebrauch; in Indien gelten 5000 Muscheln eine Rupie (gegen 2 Mark) und 200 einen Penny. In gleicher Weise

werden auch von anderen Völkern Walfischzähne benutzt, zwanzig weiße Zähne haben bei ihnen so viel Wert wie ein roter, und sie wechseln diese mit derselben Leichtigkeit gegen einander aus, wie wir eine Krone in Markstücke umtauschen.

Schon bei den alten Griechen wurde Getreide als Tauschmittel benutzt. In den verschiedensten Ländern dienten die Cerealien diesem Zwecke, und noch heutigen Tages ist das in Norwegen der Fall, oder war es wenigstens noch bis vor ganz kurzer Zeit so. Wie wir Geld auf der Bank deponieren, tut man es dort mit Getreide, das man sich leiht und verborgt. Getreide ist eben hier ein allgemeines Umlaufsmittel geworden. Aber auch andere Naturerzeugnisse, wie Olivenöl, Kokusnüsse und Mandeln werden in ausgedehntem Maße als „Geld“ gebraucht, und zwar nicht nur als Tauschmittel, sondern als Wertmesser.

Dasselbe läßt sich von Eiern in der Schweiz und von getrocknetem Cabeljau in Neu-Fundland sagen. In Virginia wurden im siebzehnten Jahrhundert Leute, die sich weigerten, ein Pfund Tabak für drei Schilling in Zahlung zu nehmen, mit drei Jahren Gefängnis bestraft. Auch die Gattinnen der dortigen Ansiedler wurden nach Tabak bewertet, und zwar schätzte man sie gewöhnlich auf 100 bis 150 Pfund. Strohmatte, Salz, Würfel und Bienenwachs, rote Federn zählen u. a. ebenfalls zu den Vorfahren unserer heutigen Münzen, und in England mag es noch manchen geben, der sich der Zeit erinnert, in der in den weitentlegenen Dörfern Schottlands kleine Nägel als Zahlungsmittel benutzt wurden. Ähnlich ist es noch jetzt im fernen Osten, wo kleine Silberstangen von bestimmter Länge einen feststehenden Wert haben.

Edelsteine haben zu allen Zeiten als Geld gedient, wenn auch nicht so sehr als Tauschmittel, als vielmehr deswegen, weil sie sehr hohe Werte in einem sehr geringen Raume darstellten. Wenn also jemand sein Vermögen in Diamanten anlegt, so befolgt er damit nur ein Beispiel, das aus uralten Zeiten zu uns herüber gekommen ist.

Es ist auch weiter nicht zu verwundern, daß die verschiedensten Metalle die Stelle des Wertmessers einnahmen. Anfangs nahm man sie in groben, unförmlichen Stücken, allmählig wurde Gestalt und Aussehen immer regelmäßiger. Eine Zahlung in Eisen zu leisten, wäre bei weitem nicht so bequem, wie in Vieh, denn da man für einen Pfennig schon ein halbes Pfund Eisen erhalten hat, so brauchte man, um hundert Mark zu zahlen, nicht weniger — als fünfzig Zentner. Es ist eben auch erforderlich, daß ein kostbarer Gegenstand zum allgemeinen Tauschgut erwählt wird, damit sich die notwendigen Umsätze mit der erforderlichen Leichtigkeit bestreiten lassen.

Während des achtzehnten Jahrhunderts wurde in Schweden Kupfer als allgemeines Umlaufsmittel gebraucht, und Kaufleute, die unterwegs waren und von ihren Kunden Zahlungen in Kupfermünzen zu erwarten hatten, mußten stets einen Schubkarren mit sich führen. Ochsen und Schafe würden doch wenigstens auf eigenen Füßen gelaufen sein. Münzen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sind nicht immer aus Metall geprägt worden, denn in Siam waren lange Zeit Münzen in Gebrauch, die aus Porzellan gefertigt wurden, und oft mußte auch Leder dazu dienen, aus Metall geschlagenen Münzen, die für sich allein zu unhandlich waren, als Fassung zu dienen.

Die Franzosen gossen zur Zeit der großen Revolution Münzen aus Kirchenglocken, und das Glockengut soll sich zu diesem Zwecke als ganz vorzüglich geeignet erwiesen haben.

Edele Metalle werden aber auch heute noch in anderer Form, als in der von geprägten Münzen, als Wertmesser und Zahlungsmittel benutzt. In ihren Kellern birgt die Deutsche Reichsbank auch ungeprägtes Gold in Barren, und zwar rechnet sie das Pfund hiervon zu 1395 Mark. Ungeprägtes Gold benutzten auch die alten Gothen und Kelten, indem sie Gold zu dicken Drähten schlugen und diese um ihre Finger wickelten. Wollten sie etwas bezahlen, so schnitten sie ein entsprechendes Stück Goldbraut ab. Sie verstanden es also, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, denn das Gold war gleichzeitig ihr Schmuck und ihr Geld. Etwas Ähnliches soll auch heutzutage vorkommen, indem viele Leute ihre Schmuckfachen versetzen, um darauf Geld geliehen zu erhalten.



Elektrische Färberei.

In der neuesten Zeit wird die Elektrizität häufig schon in der Färberei verwendet, indem man durch Elektrolyse Farbstoffe darstellt. Besonders eignet sich das Verfahren für Waren pflanzlichen oder tierischen Ursprungs, Wolle, Stroh, Geflechte. Der Gegenstand wird nach der Zeitschrift „Energie“ auf eine leitende, metallene, horizontale Tischplatte leicht aufgespannt. Ueber den Gegenstand wird dann, wie bisher, die Farblösung aufgetragen, so daß sie in einer dünnen Schicht die ganze Fläche bedeckt. Verbindet man nun den einen Pol der elektrischen Leitung mit der Tischplatte und den anderen Pol mit dem darauf liegenden Gegenstand, so entsteht eine elektrotechnische Verbindung des Farbstoffes mit dem Gegenstand, und nach einigen Minuten Stromzufluß nimmt der Gegenstand die gewünschte Färbung an, vorausgesetzt, daß auch die Zusammensetzung der Farblösung den Erfordernissen der gewünschten Färbeschattierung entspricht. Um auf dem Gegenstand Muster anzubringen legt man eine entsprechend geschnittene Metallschablone auf, und der Pol wird nicht mit dem Stoff, sondern mit der Schablone in Verbindung gebracht. Es entsteht dadurch unterhalb der von der Schablone bedeckten Teile eine hellere Schattierung.

Was die Technik bringt.

Dampfturbinen auf Schiffen.

Die in England angestellten Versuche, die Dampfturbine als Schiffsmotor zu verwenden, sind zur vollen Zufriedenheit ausgefallen, so daß jetzt auch die deutsche Marineverwaltung dieser wichtigen Frage ernstlich näher getreten ist, und es wird nicht mehr lange währen, bis das erste deutsche mit Turbinen ausgerüstete Kriegsfahrzeug Fahrtversuche anstellen wird.

Knäuelhalter.

Ein praktischer Knäuelhalter mit drehbarer Aufsteckspindel ist neuerdings in den Verkehr gebracht. Die Aufsteckspindel ist an einem Gehänge drehbar aufgehängt, welches sich leicht an der Kleidung befestigen läßt. Widerhaken am unteren Ende der Spindel dienen zum Festhalten des Knäuels auf derselben. Das Gehänge für die Spindel, welches aus einer brochenartigen Aufsteckvorrichtung besteht, an der mittelst Kettchen die Lagerhülse für die Aufsteckspindel hängt, ist hübsch ausgestattet und gestattet dem Knäuel vollkommen freie Bewegung bei der Abwicklung des Fadens. Da die Vorrichtung außerordentlich wenig Platz beansprucht, kann sie überall hin bequem mitgeführt werden.

Praktischer Koffer.

Beim Transport von Kleidungsstücken, wie Röcken, Taillen, von anderen Damenkleidern und von solchen für Herren werden die Kleidungsstücke namentlich durch Zusammenrutschen infolge seitlicher Stellung des Koffers zerdrückt und erhalten dadurch häufig eine unansehnliche Form, so daß vor Gebrauch der Stücke sehr häufig erst ein Wiederaufrichten derselben durch Bügeln oder dergleichen stattfinden muß. Um diesem Uebelstande abzuwehren, hat man jetzt einen Koffer konstruiert, bei dem die Kleidungsstücke in gespanntem Zustande in dem Korb oder Koffer gehalten werden. Zu dem Zwecke sind an den Ranten federnde Klammern beliebigiger Einrichtung an elastischen Bändern angeordnet, mit welchen die Kleider an ihren Enden gehalten und so ausgedehnt in dem Korb oder Koffer aufbewahrt werden können. Selbstverständlich können diese Bänder auch an Einsatzstücken vorgesehen sein, welche in bekannter Weise in einem Koffer aufgestapelt oder zu dessen Erweiterung zwischen Boden und Decke eingesetzt werden.

Rh.-Westf. Handels-Lehranstalt,

Dir. E. Schreiber,
Rheinstraße 103, 1. Et. (an der Ringkirche).



Prima hiesige Referenzen.

Frequenz 1902/03:
260 Schülerinnen und Schüler.

Am 13., 15. und 17. Juli

Beginn neuer Schönschreib-Kurse

in Kaufm., Beamten-, Kops- und Rundschrift nach der weltbekannten

Schreiber'schen Methode

unter Garantie des Erfolges. Selbst die ungerübteste und ungewandteste Hand erlangt eine elegante geläufige Schrift. Der Unterricht wird streng individuell erteilt. Für Schülerinnen und Schüler ermäßigte Preise.

Schreiberfolg

Winniford
Vorh. V. V. V. V.
V. V. V. V. V.
V. V. V. V. V.

Winniford
Vorh. V. V. V. V.
V. V. V. V. V.
V. V. V. V. V.

Vorstehende Schriftprobe ist amtlich beglaubigt und kann das Original derselben, nebst Schreiberfolgen hiesiger Schüler von Interessenten bei mir eingesehen werden.

Unterricht in Buchführung, sowie in der gesamten kaufm. Wissenschaft in 1/4 und 1/2-jährigen Kursen. Auf Wunsch Einzel-Unterricht. Perfekte Ausbildung garantiert. Nach dem Kursus Vermittlung von Stellung. — Der Unterricht an Damen steht unter persönlicher Leitung von Frau E. Schreiber, langjährige Handels- und Schreib-lehrerin. 5026

Circus-Abbruch

Wiesbaden.

Bretter, Dielen, Banholz, Dachpappe etc.
billig zu verkaufen. 4523
W. Gail Ww.,
Wiesbaden, Bahnhofstr. 4.

Haus-Nummeros.

Ich verkaufe von heute ab die polizeivorschriftsmäßigen Haus-Nummern mit Annahmen für 50 Pfg., ohne Annahmen entsprechend billiger.

Wiesbadener Emailirwerk
M. Rossi,
4843 Mehrgasse 3. Maurergasse 12.

Gebrauchte Möbel (jeder Art), ganze Einrichtungen, Erbchaftsnachlässe

kaufe ich bei sofortiger Uebernahme nichts gegen Cassa und guter Bezahlung. 1130

Jakob Fuhr, Goldgasse 12. Teleph. 2877